

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 2 (1818)

37 (14.9.1818)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-767233](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-767233)

Oldenburgische Blätter.

N^{ro} 37. Montag, den 14. September, 1818.

G e d a n k e n

über landübliche Feldbestellung, mit Hinsicht auf das Acker-
system der Oldenburgischen Geest.

Die landübliche Feldbestellung einer jeden Gegend ist in der Regel durch gewisse Local-Verhältnisse seit längerer Zeit begründet; diese Verhältnisse liegen aber oft tiefer verborgen, und fallen beym ersten Anblick nicht in die Augen, und sie werden deshalb nicht nur gewöhnlich von Dilettanten im öconomischen Fache, sondern häufig selbst von wissenschaftlich gebildeten Landwirthen, übersehen. Bey Beurtheilung des Zustandes des Ackerbaues einer Gegend verleitet aber die Nichtbeachtung jener Verhältnisse zu manchen falschen und ungerechten Urtheilen. Die Verhältnisse, welche die landübliche Feldbestellung begründen, verdienen deshalb einer besondern Beachtung. Sie sind theils der Art, daß sie alle Abweichung von dem bisherigen Acker-system ganz verhindern; hieher gehören vor allem gesetzlich eingeführte Acker-systeme und darauf beruhende Hut- und Weide-Berechtigungen, als die Brach-

behütung bey der Dreyfelder-Wirthschaft, ferner Zehntgerechtigkeiten, nicht zu verhindernde Winterüberschwemmungen u. dergl. m. Theils sind sie von der Art, daß sie eine Abänderung und Verbesserung des bisherigen Acker-systems nur erschweren. Hauptsächlich gehört dahin das Verhältniß der Wiesen zum Ackerlande, vorhandene beträchtliche Gemeinheiten, zu große Vereinzelung und Zerstückelung der Felder, zu große Nässe oder Trockenheit, außerordentliche Grundbeschaffenheit des Bodens, u. d. m. Das Acker-system einer Gegend wird durch eins oder mehrere dieser Local-Verhältnisse jedoch nur da vollkommen begründet, wo nicht ein einsichtsvollerer Betrieb der Landwirthschaft sich über diese beschränkenden Verhältnisse erhob, oder wo kein vorlängst gesetzlich eingeführtes Acker-system mitwirkte. So ist z. B. das in einem großen Theile Deutschlands vorherrschende allgemein bekann-



te Dreyfelder-System von Carl dem Großen eingeführt. Wenn gleich das selbe für den jetzigen Zustand der Bevölkerung für viele Localitäten nicht mehr passend seyn mag, so war es ohne Zweifel für die damalige Zeit im Ganzen sehr angemessen, und Carl der Große erwarb sich ein unschätzbares Verdienst dadurch, daß er das wegen seiner Folgen verderbliche Acker-System unserer des Ackerbaues noch unkundigen Vorfahren durch jene, wenn gleich nicht vollkommne, jedoch einfache und einen sichern und lohnenden Ertrag gewährende Dreyfelderwirthschaft verdrängte.

Unsere Vorfahren pflegten nämlich den Acker nur so lange zu benutzen, als seine natürliche Fruchtbarkeit ihnen hinreichend lohnende Erndten gab; war diese erschöpft, so verließen sie ihn, und suchten andere fruchtbare Grundstücke auf, woran es denn in den uralten Wäldern Deutschlands, wo die Natur eine große Masse vegetabilischen Moders aufgehäuft hatte, für einen langen Zeitraum nicht fehlen konnte. Mit der Länge der Zeit mochten aber wohl die nächsten Umgebungen ein zum Ausbruch pflüchliches Local nicht mehr darbieten. Die ausgetragenen alten Felder producirten keine üppigen Gräser mehr; sie waren mit Heide, schlechten Gräsern und dürftigem Gestrüpp bedeckt, und konnten weder zum Ackerbau noch zur Weide dienen. Dadurch mußten nicht nur einzelne Stämme, sondern

ganze Völkerschaften in Mangel gerathen, und die Folge des ganz eigenthümlichen nomadenmäßigen Ackerbaues war, daß ihnen zur Erhaltung ihrer Existenz nichts anderes übrig blieb, als das erschöpftste Land zu verlassen, und fruchtbarere Gegenden aufzusuchen. Dieses konnte wegen des zu erwartenden Widerstandes mit Erfolg nur in Masse geschehen, ohne Zweifel die erste wahre Veranlassung der großen Völkerwanderungen, die für das Menschengeschlecht so folgenreich geworden sind. Carl der Große und seine Nachfolger, welche diese Folgen des herrschenden Acker-Systems wohl kannten, machten unserer Vorfahren kriegerischen Zügen in Masse dadurch für immer ein Ende, daß sie sie nöthigten, jenem verderblichen Systeme zu entsagen, und die auf Düngung und fleißige Brackerung beruhende einfache und leichtfaßliche Dreyfelderwirthschaft mit Hilfe der Geistlichkeit und der Lehnsleute anzunehmen zwangen. In vielen Gegenden finden wir aber jene Wirthschaft nicht, und dieses besonders in sandigen und wenig natürlich fruchtbaren Gegenden und da wo es große Heiden giebt, wie z. B. auf der Geest des Herzogthums Oldenburg. Ob jene Gegenden bey Einführung der Dreyfelderwirthschaft überhaupt wenig bewohnt waren, und deshalb nicht berücksichtigt wurden, oder ob, wie wahrscheinlicher, der Mangel natürlicher Fruchtbarkeit die Bewohner schon früher genöthiget hatte, eine auf



Düngung beruhende Feldbestellung einzuführen, mag dahin gestellt seyn.

Das Acker-system dieser Gegenden ist im allgemeinen höchst mangelhaft und eigentlich in sich selbst ganz unhaltbar. Es stammt höchst wahrscheinlich aus dem grauen Alterthum ab, und hat sich in seiner Kindheit bis auf den heutigen Tag fast unverändert erhalten; nur sind die übrigen Verhältnisse demselben minder günstig als in älteren Zeiten. Bey diesem Acker-systeme werden die sämmtlichen Ländereyen jährlich mit Getreide bestellt, wobey nach Willkühr mit Sommer und Winter-Getreide gewechselt wird; seit den Zeiten der Kreuzzüge nimmt auch der Buchweizen einen nicht unpassenden Platz in diesem Systeme ein. Die producirende Kraft des Ackers, welche die Getreideerndten hinwegnehmen, sucht man durch Düngungen möglichst zu ersetzen. Fehlt es nicht an Weisern, und ist mit deren Hülfe ein hinreichender Viehstand vorhanden, so erreicht man dieses durch fast jährlich wiederholte schwache Düngungen ziemlich vollständig; und ist dabey der Boden nicht zum Verkrauten geneigt und einmal von Unkrautsamen rein, so trifft man in diesen Gegenden, wenn gleich nicht vorzügliche doch hinreichend lohnende Erndten an, die um so mehr reinen Gewinn gewähren, je leichter der Boden zu beackern ist, indem der geringe Arbeits-Aufwand eine größere Ausdehnung des Ackerbaues mit

verhältnismäßig geringern Kosten zuläßt. Da jedoch das Unkraut den frischen Dünger sehr liebt, und mit dem Getreide, worin es ungestört aufwachsen kann, zur Reife kommt, so tritt auch häufig das große Uebel ein, daß die Felder dieser Gegenden, insbesondere wenn der Boden dazu geneigt oder mit Unkrautsamen einmal angefüllt ist, dem Verkrauten auf eine außerordentliche und unvermeidliche Weise ausgelegt sind. In diesen Gegenden finden wir die Felder nicht nur voll von Quecken (*triticum repens*) und anderem Wurzelunkraut, sondern mit Hederich, (*raphanus raphanistrum*) gelben Wucherblumen (*chrysanthemum segetum*) und anderem Samenunkraut bedeckt. Das Getreide erliegt nicht selten dem Kampfe mit dem Unkraute, und wird es von diesem überwachsen, so hat der Landmann den größten Theil seiner Arbeit, Kosten und Düngung vergebens verwandt. Er erndtet mehr Unkraut als Getreide, und auch das Sprichwort: Unkraut vergeht nicht, wird bey seinem Acker-systeme wahr.

Fehlt es aber an Weisern, wie es in einem großen Theile der Oldenburgischen Geest der Fall ist, so ist der Landwirth bey diesem Systeme nicht im Stande, einen hinreichenden Viehstapel zu halten, und dem Acker durch Düngung die Kräfte wiederzugeben, die er ihm durch Getreideerndten entzieht. Denn das Stroh, was er erndtet, reicht weder zur Ernährung eines angemessenen Viehstandes, noch zur



Düngerproduction zu. Fehlt es nun in diesem Falle auch an Heiden und anderen wenn gleich sterilen Gemeinheiten, so kann die Wirthschaft ohne beträchtlichen Futterankauf nicht bestehen. Wer nicht dazu im Stande ist, muß sein Land entweder dem Wohlhabendern gegen geringe Pacht überlassen, oder seinen Ackerbau einschränken, damit das Verhältniß der Wiesen und anderer Hülfsmittel größer werde. Denn ein ausgedehnter Ackerbau, ohne verhältnißmäßige Hülfsmittel von aussen, kann bey diesem Systeme ohne gänzliche Erschöpfung nicht fortgesetzt werden. Sind aber beträchtliche Heiden und Gemeinheiten vorhanden, so hilft ihm der Dünger einer großen Trift Heideschafe und das Plaggenstreuen leidlich aus. Leider sind beyde nur Palliativ-Mittel, welche nicht einmal immer hinreichend wirken. Die Heiden nehmen durch viele Ausweisungen zum Anbau und zur Cultur immer mehr am Umfange ab, und die Zahl der Interessenten vermehrt sich dagegen zusehends. Das übermäßige Abplaggen und die zu starke Betreibung mit Schafen hat daher die meisten Heiden einer gänzlichen Erschöpfung schon sehr nahe gebracht, und läßt befürchten, daß die dünne Schicht culturfähiger Erde, welche ein unermessliches Sandmeer schützend deckt, in kurzem werde ganz zerstört seyn; wodurch eine Catastrophe herbey geführt werden könnte, welche für die Bewohner dieser Gegenden von höchst verderblichen Folgen

seyn mögte und viele ihrem Ruin zuführen könnte. Es steht jedoch zu erwarten, daß sie bald zu der Einsicht gelangen werden, ihr Getreidebau könne nur auf einem angemessenen Futterbau mit Sicherheit beruhen, und daß eine kleinere Fläche, wohl gedüngt und bestellt, mehr reinen Gewinn abwerfe, als eine große Fläche, schlecht bestellt. In sofern sie aber bey ihrem bisherigen Systeme beharren, kann die Theilung der Gemeinheiten in der Regel nur nachtheilig wirken und jene gefürchtete Catastrophe beschleunigen. Jenes ist aber keinesweges zu vermuthen, und dann bietet ihnen die Theilung der Gemeinheit die beste Gelegenheit dar, ihr bisheriges auf die Länge unhaltbares Acker-system zu ändern, und ein solches anzunehmen, worin Getreidebau, Futterbau und Weide in einem angemessenen Verhältnisse abwechseln. Ein für alle Gegenden passendes Acker-system giebt es zwar so wenig, wie eine Universal-Medicin für alle Krankheiten; allein das wissenschaftliche Studium der Landwirthschaft giebt uns Regeln an die Hand, das für eine jede Localität passlichste Acker-system aufzufinden, wenn gleich dieses, bey der zur Zeit noch geringen Ausbildung dieser Wissenschaft, zu den schwierigsten Aufgaben des Landwirths gehört. Einsender dieses wird seine Ansichten über das für die Oldenburgische Geest im allgemeinen passlichste Acker-system künftig in diesen Blättern mittheilen.

D — i.

v. H — t.

Ueber die Kröten-Gattungen im Oldenburgischen.

In den hiesigen Gegenden habe ich bis jetzt drey bis vier Gattungen Kröten gefunden, und zwar:

1) Die braune Kröte (*Bufo fuscus*). In großer Menge zwischen altem Gemäuer und Ruinen, besonders da wo viel Schierling wächst, auch auf Kirchhöfen zwischen dem schwarzen Bilsenkraute, und in Küchengärten zwischen Erdbeeren und Pastinacken. Aus den warzichten Drüsen ihres Körpers dringt beym Anfassen ein klebriger, fast wie Schierling riechender Saft.

2) Die aschfarbige Kröte (*Bufo cinereus*). In großer Menge auf Heiden, besonders in Nadelholzwaldungen und zwischen den auf den Feldern liegenden Plaggenhaufen. Sie kriecht schneller als die vorige, und ihr ägender Saft hat keinen widerlichen Geruch.

3) Die Haus-Kröte oder Haus-Unke (*Bufo calamita*).

In feuchtem, dunkeln, altem Gemäuer, in Kellern, Brunnen, Uferhöhlen, und überhaupt da, wo es dumpfig, dunkel und etwas feucht ist. Sie kommt selten zum Vorschein, und giebt einen sehr dumpfigen, fast wie Unk! Unk! lautenden Ton von sich. Ich habe sie von der Größe einer starken geballten Faust gefunden, doch ist sie in hiesigen Gegenden nur selten. Das ekelhafte, doch übrigens unschuldige Thier hat auf dem Körper eine Menge dicker Warzen, aus welchen ein ölichter widerlicher Saft dringt.

2) Die Feuer-Kröte (*Bufo igneus*). Ein, unter seiner übrigen Kameradschaft, wirklich schönes Thier, das sich hier nur selten findet. Aus den Drüsenwarzen seines Körpers dringt beym Anfassen ein sehr stinkender, fast wie Knoblauch riechender Saft, dessen Geruch man fast nicht von den Händen los werden kann.

B. A. Greve.

Abkühlung des Biers.

Die Abkühlung des Biers ist eines der wesentlichen Geschäfte beym Bierbrauen; je schneller es geschehen kann, desto vortheilhafter ist es. In gut eingerichteten Brauereyen weiß man dies längst, und versteht es sehr wohl, daß das Bier zu jeder Jahreszeit in einer

bestimmten Zeit den Grad der Temperatur erlangt, den es zur Gährung haben muß. Zu diesem Endzweck hat man sehr flache, 4 bis höchstens 6 Zoll tiefe Kühlstöcke, die hoch stehen und dem freyen Luftzuge ausgesetzt sind. In diesen kühlt sich das Bier in den



kälteren Monaten von selbst früh genug ab; in den wärmern Monaten aber bedient man sich zweyer Kühltöpfe, oder man vertheilt das ganze Gebräue in mehrere Bottiche und flache Geschirre. Steht aber das Bier, wie es in vielen Brauereyen noch der Fall ist, in tiefen Kühltischen hoch über einander, so daß es durch mühsames Umrühren mit Krücken zu dem gehörigen Grad der Abkühlung gebracht werden muß: so ist dies ein großer Fehler, der dem Bier zum wesentlichen Nachtheil gereicht. — Der Brauer S. in M. läßt sein Bier von der

Pfanne auf die Kühle durch mehrere bleyerne, inwendig verzinnete, Röhren laufen, die in einem Wasserbehälter liegen, wodurch er ein unbeschreiblich helles und feines Bier erhält. Fast auf gleiche Weise hat man in der Englischen Brauerey in Kdstriz das Kühltisch mit thonernen Röhren versehen, durch welche in heißen Sommertagen Wasser aus dem Brunnen geleitet wird, wodurch denn die darauf stehende Würze in der bestimmten Zeit den gehörigen Grad der Abkühlung erhält. (Aus Schnee's Landwirthschaftlicher Zeitung.)

Krankenwärter auf dem Lande.

In den Städten fehlt es nicht an Krankenwärtern und Krankenwärterinnen, und durch die Nähe mehrerer geschickten Aerzte und Wundärzte wird leicht ersetzt, was den Wärtern und Wärterinnen etwa an Kenntniß bey Behandlung der Kranken noch fehlt. Dies ist nicht der Fall auf dem Lande. Es fehlt dort sehr an Leuten, die sich der Krankenpflege unterziehen und einige Kunde in der Behandlung eines Kranken haben, obgleich daselbst wegen der oft sehr weiten Entfernung des Arztes und Wundarztes kundige Pfleger oder Pflegerinnen weit nothwendiger wären als in der Stadt, zumal da die Angehörigen dort auch noch weit mehr mit häuslichen Geschäften überhäuft sind. Das Collegium Medicum, die Kreisphysici und sämt-

liche Aerzte und Wundärzte könnten sich daher sehr verdient machen, wenn sie auf die Abhelfung dieses großen Bedürfnisses Bedacht nähmen. So wie in der trefflichen Hebammen-Anstalt Unterricht erteilt wird, so müßten aus jedem Kirchspiel einige Frauen ausgewählt werden, die von dem nächsten Arzte einen kurzen Unterricht über die Behandlungsart eines Kranken erhielten, und dann der Gemeinde als taugliche Subjecte zur Krankenpflege öffentlich empfohlen würden; empfohlen; denn es versteht sich von selbst, daß keinem eine Pflegerin aufgedrungen werden soll. Diese Frauen müßten wenigstens 30 Jahre alt, von unbescholtenem Rufe und liebreicher Gemüthsart seyn, auch einer guten Gesundheit genießen, um die Nach-

wachen ertragen zu können. Wenn diese Frauen vom Arzte selbst unterrichtet sind, und es ihnen zur Pflicht gemacht ist, die Vorschriften des Arztes genau zu befolgen, so wird durch ihre Anstellung auch dem Unfug unberufener Helferinnen, die oft auf eine höchst verderbliche Weise dem Arzte entgegenzuwirken beflissen sind, so viel möglich gesteuert; auch können ihre Berichte und Beobachtungen dem Arzte von großem Nutzen seyn.

Durch diese gelehrten und concessirten Krankenwärterinnen könnte auch die Gefahr des Lebendigbegrabenwer-

dens abgewandt werden, wenn sie zugleich als Todtenbeschauerinnen angestellt würden, und es ihnen zur Pflicht gemacht würde, in den Fällen, wo nicht die Verwesung (das einzige sichere Kennzeichen des Todes) eingetreten ist, und man dennoch schon zum Begräbnis schreiten will, davon sofort dem Kirchspielsvogt Anzeige zu thun. — Würden sie ferner als sogenannte Todtenfrauen, durch die man das Ankleiden der Todten besorgen lassen kann, angestellt, so wäre dieses eine Einnahme mehr für sie, so daß es nicht an Subjecten fehlen würde, die sich gern der erlernten Krankenpflege unterzögen.

Hoher Körnerertrag.

Nach Schnee's landwirthschaftlicher Zeitung (1816. Nov. S. 431.) soll man in dem Dorfe Burg im Cortibus'schen in der Regel das dreißigste Korn ernten. Man erzwingt diesen außerordentlich hohen Ertrag dadurch, daß man den Acker mit dem Grabscheit wie Gartenland bearbeitet. Auch in mehreren Gegenden Italiens, wo die Bevölkerung groß, und das Landeigenthum sehr vertheilt ist, bearbeiten die kleinern Landeigenthümer ihr Feld, auf dieselbe Weise, mit reichem Erfolge. Daß die Arbeit mit dem Grabscheit immer reichlich lohnt, bezeugt schon das alte sinnvolle Sprichwort: daß es nur schwer von Golde sey. Möchten

unsere kleinen Anbauer, die nicht Land genug besitzen, um ein Ackergespann zu halten, womit sie gut pflügen können, sich dies zu einem ermunternden Muster nehmen. Sie können ihr Tagelohn durch keine andere Arbeit so hoch bringen, als durch jene. Die Hacke, welche viele von ihnen statt des Pfluges gebrauchen, leistet bey weitem nicht genug. Zwar thut es auch das Grabscheit allein noch nicht; denn soll das Feldland wie Gartenland tragen: so muß es auch eben so reichlich gedüngt werden, als man dies gewöhnlich zu düngen pflegt. Allein fängt man nur erst an mit jenem fleißig und beharrlich zu arbeiten: so ergiebt sich das letztere nach und nach von selbst,



weil man bey dem Graben mit eigener Hand schon immer mehr Stroh gewinnt, als bey dem gewöhnlichen

Pflügen, und folglich auch immer mehr und besseren Dünger machen kann.

A n f r a g e

wegen der Schweif- und Mähnen-Haare der Pferde.

Oft werden den Pferden auf der Weide von diebischen Menschen die Schweife und Mähnen abgeschnitten, oft auch von jungem Hornvieh abgefressen. Das Haar wächst langsam, und erst nach einigen Jahren erhält das Pferd seine vorige Schönheit wieder. —

Sollte es kein Mittel geben, den Wachsthum des auf obige Weise verloren gegangenen Schweif- und Mähnen-Haares zu befördern, so daß es seine Vollkommenheit in kürzerer Zeit wieder erlange?

— ft.

Rath beym Kartoffel-Bau.

Wenn die Kartoffel-Pflanze aus der Erde kommt, ehe sie gehäuft wird, steche man mit dem Spaten daneben, und erhebe sie ein wenig aus ihrer Lage in die Höhe. Dies ist besonders in der

Marsch bey dürrer Witterung anzurathen. Die Erde wird dadurch an der Stelle, wo die Kartoffeln wachsen sollen, lockerer und zum Wachsen der Frucht tauglicher.

Furchtsame Drohung.

Ein schlechter Reiter, der es nicht wagte, mit Sporen zu reiten, steckte die Sporen in die Tasche. Als er unterwegs das Pferd vergeblich zum

Laufen antrieb, rief er dem Pferde zu: „Wenn du wüßtest, was ich in der Tasche habe!“